

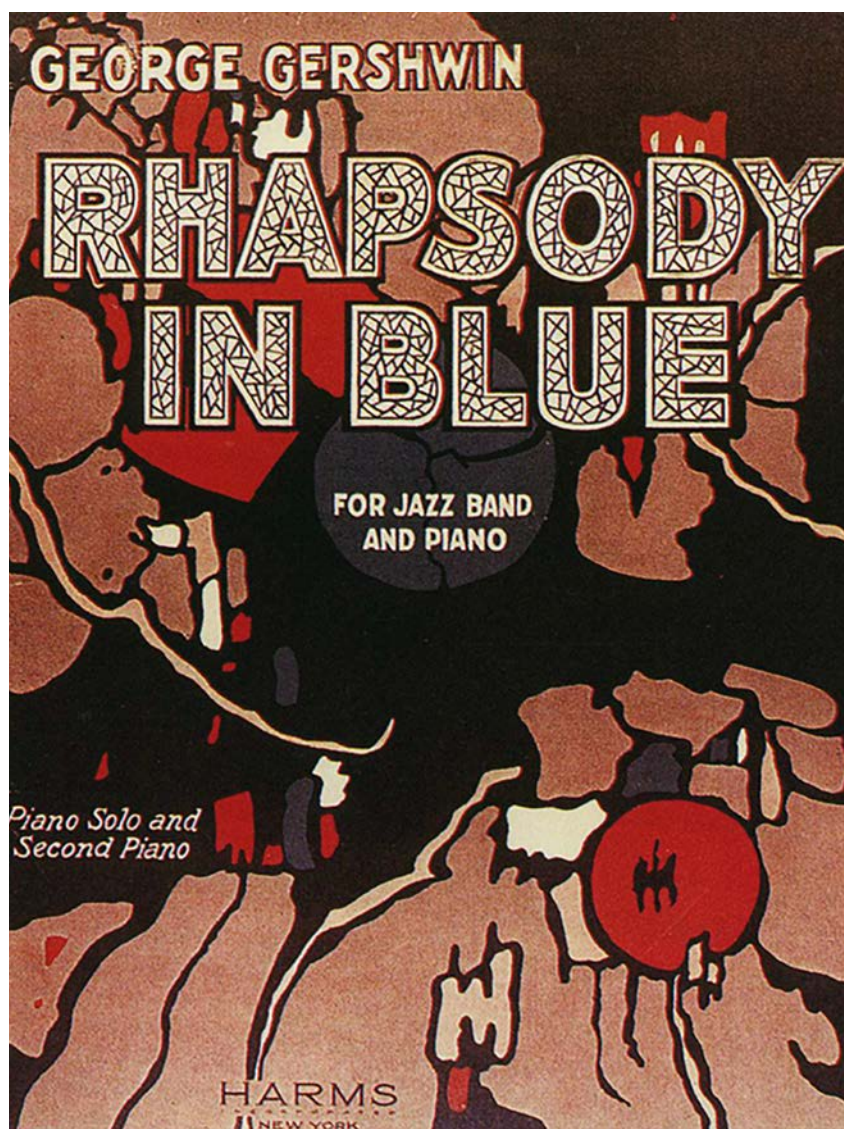
Folge 154: Rhapsody In Blue

„Nervenkitzel“

Sie ist ein echter Klang-Bestseller. Mit seiner **Rhapsody In Blue** hat **George Gershwin** Geschichte geschrieben. Auch weil es ihm mit diesem Werk gelungen ist, Jazz und so genannte klassische Musik miteinander zu verschmelzen. Ein Überblick über markante Einspielungen.

Von Christoph Vratz

Foto: Archiv



Wer nach Argumenten sucht, warum es überflüssig

sein könnte, nach E- und U-Musik zu unterscheiden, wird bei diesem Werk fündig. George Gershwins 1924 uraufgeführte „Rhapsody In Blue“ verbindet gegensätzlich scheinende Stilrichtungen und erreicht nicht zuletzt deshalb ein bis heute ungewöhnlich breites Publikum. Man könnte sagen: ein Klang-Bestseller, ein Stück für jedes Poesiealbum der Tonkunst.

In den 1920er-Jahren gilt der Dirigent Paul Whiteman in New York als „King of Jazz“ – ein Kuriosum insofern, als das nach ihm benannte Orchester gar keinen originären Jazz im Repertoire hat. Berühmt für Arrangements und aufgepeppte Salon-Musik will Whiteman ein experimentelles Konzert mit ausschließlich populärer amerikanischer Musik veranstalten – aber auch mit neuen Stücken. Zu den Komponisten, die er engagieren möchte, zählt George Gershwin, von dem sich Whiteman ein neues

Das Deckblatt der Originalnoten der „Rhapsody In Blue“

„Jazzkonzert“ wünscht. Ärgerlich nur, dass der Gefragte über den genauen Konzert-Termin im Unklaren bleibt und daraus erst aus der Presse erfährt. Jetzt ist Eile geboten: „Es war im Zug mit seinem stählernen Rhythmus, mit seinem Geratter, das so oft stimulierend auf einen Komponisten wirkt [...], dass ich plötzlich die komplette Konstruktion der ‚Rhapsody‘ hörte – sie sogar auf Notenpapier vor mir sah – vom Beginn bis zum Ende.“

Nur drei Wochen braucht Gershwin für die Rohfassung. Ein Blick in die (im Internet frei zugängliche) Originalpartitur verrät, dass Gershwin mehrfach Änderungen vorgenommen hat. Striche mit Bleistift und rotem Buntstift sind hier ebenso gut erkennbar wie einzelne Spielanweisungen mit blauem Buntstift. Was Gershwin zunächst jedoch fehlt, ist eine zündende Idee für den Einstieg. Eine Inspiration dazu findet er in einem seiner Notizbücher. Doch das einleitende Glissando kann nicht vom Klavier gespielt werden, also wird es der Klarinette übertragen.

Ein Muss ist die Aufnahme mit dem Orchester der Uraufführung unter der Leitung von Paul Whiteman, auch wenn sie nur in einer gekürzten Fassung vorliegt. Am Klavier sitzt George Gershwin. Nun ist es nicht immer von Vorteil, wenn der Komponist selbst auch als Interpret eigener Werke in Erscheinung tritt – aller möglichen Erkenntnisse zum Trotz. Doch Gershwin überzeugt durch eine eigene Art von Brillanz, die Virtuosität und Präzision miteinander verbindet und gleichzeitig, was die Dynamik betrifft, genau auf die Impulse des Orchesters reagiert. Kein Wunder, dass der Dirigent Sergei Koussevitzky, der 1924 Zeuge der Uraufführung war, anschließend behauptet hat: „Wer Gershwin jemals seine ‚Rhapsody In Blue‘ spielen hörte, wird diesen Eindruck niemals vergessen.“ Wer übrigens dieses Uraufführungs-Konzert mit allen Vokal- und Instrumentalstücken nachhören möchte, sollte sich an die Aufnahme von 1986 mit dem New Palais Royale



Foto: hr

George Gershwin

Orchestra und Maurice Peress halten. Hier ist das komplette Programm dieses denkwürdigen Konzerts eingespielt worden.

1925 hat George Gershwin seine „Rhapsody“ auch solo dokumentiert, ungekürzt im Gegensatz zu seiner Produktion mit Orchester und mittels Welte-Mignon-Reproduktionsklavier aufgezeichnet. Zwischen 1916 und 1927 hat er insgesamt 130 Klavierrollen bespielt, von denen sich einige erhalten haben. Dazu zählt glücklicherweise auch seine Aufnahme der „Rhapsody In Blue“. Sie dokumentiert Gershwins Ruf als hervorragender Virtuose und zeigt ihn stellenweise als extremen Tempotreiber. Hier könnte

Foto: EMI Vernon



Entschlossen-kraftvolle Darstellung in den Forte-Passagen und Momente eines verträumten Pas de deux: Katia und Marielle Labèque

Sinn für kleine Verzögerungen und Zwischentöne, für den Spagat zwischen prallem Glanz und verschmitzten Neckigkeiten: André Watts



Foto: CBS

man sich fragen, ob das seiner interpretatorischen Auffassung entsprochen hat oder ob die produktionstechnischen Rahmenbedingungen ihn dazu verleitet haben.

Michael Tilson Thomas übrigens hat diese Aufnahme später für ein technisches Experiment genutzt. Er hat Gershwins Einspielung mit einer Jazz-Band-Version gemixt. Das heißt: Die von ihm geleitete Band spielte nach den Tempovorgaben Gershwins, während gleichzeitig die Aufnahme des Komponisten zugespielt wurde. Tilson Thomas hat das Stück auch 1985 mit dem Los Angeles Philharmonic aufgenommen. Freiheiten der Gestaltung zeigen die Eröffnung durch das Orchester ebenso wie der erste Einsatz des Klaviers. Bei MTT klingt die „Rhapsody“ eher wie eine spontane Rede, mit forschen und frechen, sogar witzigen Abschnitten, mit wogenden und sprunghaften Passagen und mit rezitativisch anmutenden Momenten – eine Aufnahme mit viel Esprit und Schmiss, gedanklich souverän und mutig.

„Er erinnert mich an mich“, hat Leonard Bernstein einmal über MTT

gesagt. Und auch Bernsteins Vita ist eng mit der „Rhapsody“ verbunden. Das Werk war noch kein Jahrzehnt alt, als Bernstein dieser Musik rauschhaft verfiel: „Ein Freund und ich, wir kauften die Noten der Fassung für Piano solo, und wir gingen nach Hause und spielten sie unter Tränen fast die ganze Nacht hindurch. Dieser Nervenkitzel!“ 1932 hörte Bernstein die „Rhapsody In Blue“ erstmals im Konzert, mit Arthur Fiedler und dem Boston Pops Orchestra. Er selbst hat das Werk am Abend seines 26. Geburtstages, im August 1944, in New York dirigiert. Auch am Klavier erlebte man ihn in den Folgejahren immer wieder mit diesem Stück – bei den unterschiedlichsten Gelegenheiten: Ob an der Seite befreiter Juden des Konzentrationslagers in Dachau oder an einer archäologischen Ausgrabungsstätte in der Wüste Israels – wo immer sich ungewöhnliche Orte für Konzerte boten, setzte Bernstein die „Rhapsody“ aufs Programm.

Gegenüber seiner späteren fast schon meditativ wirkenden Produktion aus dem Jahr 1983 ist die frühere Einspielung vom Juni 1959 vorzuziehen. Bernstein hat in dieser Musik immer eine Art Improvisation gesehen. Daher sind seine Tempi nicht strikt, die Übergänge gelingen sanft fließend, und das Ganze wird angereichert mit so viel Feuer und Glut, dass man zu erkennen glaubt, dass Bernstein mit dieser Musik im wahrsten Sinne des Wortes groß geworden ist. Auch in einer Video-Produktion mit dem New York Philharmonic von 1976 erleben wir Bernstein als einen Musiker, dem diese Musik in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Vielleicht sind es Musiker, die – wie Tilson Thomas oder Bernstein – auch als Komponisten tätig sind und daher eine besondere Nähe zur „Rhapsody“ empfinden. Man könnte in diesem Kontext auch den jungen Fazil Say anführen. Er war noch keine 30, als er in New York 1999 mit den dortigen Philharmonikern ein komplettes Gershwin-Album veröffentlicht hat.

Neben seinem glitzernd-perlenden Anschlag bei den Läufen gefällt die Produktion durch eine pointierte Rhythmik und einen in den leisen Passagen beredten Ausdruck. Ausgerechnet der sonst nicht gerade für locker-beschwingtes Musizieren bekannte Kurt Masur lässt seinen Philharmonikern einige Freiräume. Den Eingangs-Triller der Klarinette und ihre anschließende Glissando-Bewegung aufwärts hört man mitunter mit einer gewissen Gewolltheit. Hier aber gelingt das Schwingen des Trillers ebenso schwebend wie das sanfte Schleifen („con licenza“ fordert Gershwin) hinauf zum Zielton, aus dem sich dann das erste markante Thema ableitet.

Nicht immer sind Pianisten, die für ihre Virtuosität geschätzt werden, auch die idealen Botschafter von Gershwins Musik. Im Jahr 2016 veröffentlichte der Pianist Lang Lang ein Album mit dem Titel „New York Rhapsody“ – an der Seite des von John Axelrod geleiteten London Symphony Orchestra. Es ist eine charakteristische Lang-Lang-Produktion: ein pianistischer Alleskönner, ein Zauberlehrling, dem keine manuellen Grenzen gesetzt scheinen, einer, der zu verzaubern weiß. Man staunt und denkt: Alle Wetter! Doch hört man genauer hin, so wirkt dieses Spiel stellenweise oberflächlich, geprägt von der Lust am Effekt und weniger von einer Suche nach Struktur. Gut nur, dass mit Herbie Hancock ein zweiter Pianist an seiner Seite ist, der in moderatem Maße für Ausgleich sorgen kann. Wenige Wochen vor der Freigabe dieser Aufnahme ist Lang Lang übrigens beim Dresdner Silvesterkonzert aufgetreten, an der Seite von Christian Thielemann, der es an diesem Abend verstanden hat, den Pianisten an einer kürzeren Leine zu halten.

Manchmal ist es nicht der Solist, sondern das Orchester, das die eher positiven Eindrücke eindunkelt. So bei der Einspielung von 2009 mit Jean-Yves Thibaudet und dem Baltimore Symphony Orchestra unter Marin Alsop. Hier entsteht ein Ungleichgewicht

zwischen einem überzeugenden Pianisten und einem etwas trägen Orchester. Ansprechend gleichwertig wirkt dagegen das Miteinander von Louis Lortie und dem Orchestre symphonique de Montréal und Charles Dutoit – eine leicht französisierte „Rhapsody“.

Schaut man sich die Diskographie dieses Werkes an, so stößt man nur selten auf Pianisten, die ihre eigentliche Heimat im Jazz gefunden haben. Einer von ihnen ist der Italiener Stefano Bollani. Er hat im Januar 2010 die Fassung mit Jazz-Band aufgenommen – an der Seite von Riccardo Chailly und dem Gewandhausorchester Leipzig. Das swingt und groovt – kleinere Seufzermotive eingeschlossen.

Bei Aufführungen mit großem Sinfonieorchester wird gewöhnlich die orchestrierte Fassung von Ferde Grofé gespielt. Der gebürtige New Yorker, der drei Jahre in Leipzig studiert hatte, war von der Stunde null an in den Entstehungsprozess der „Rhapsody“ involviert, denn er war zu dieser Zeit als

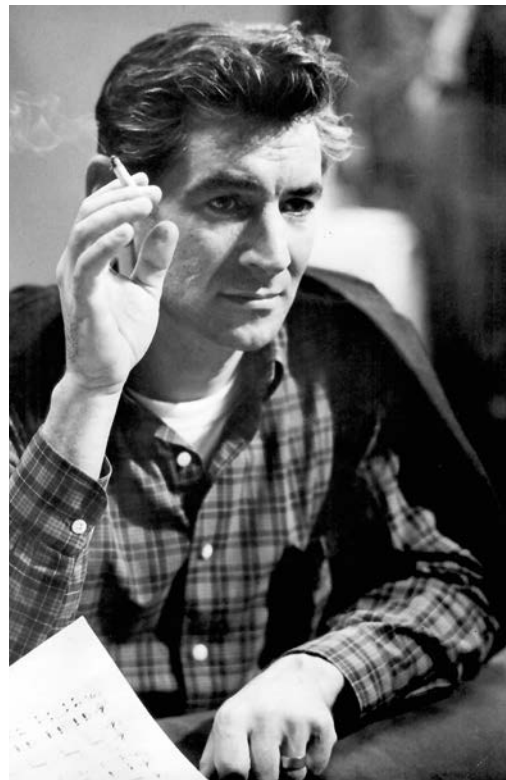


Foto: Philips

Spielt und dirigiert eine „Rhapsody In Blue“
voller Glut: Leonard Bernstein

Diskografisch stößt man nur selten auf Pianisten, die ihre eigentliche Heimat im Jazz gefunden haben

Steckbrief

Werk: „Rhapsody In Blue“

Entstehung: Fassung zwei Klaviere: 7. Januar 1924; Orchestrierung: 4. Februar 1924; Uraufführung 12. Februar 1924 in der Aeolian Hall, New York

Gershwin über die Entstehung: „Jazz, so hieß es, müsse sich an strikte Zeitmaße halten. Er habe sich an Tanzrhythmen zu orientieren. So beschloss ich, wenn möglich, diese irri- gen Äußerungen mit einem kräftigen Schlag zum Schweigen zu bringen. Von diesem Ziel inspiriert, begann ich mit der Komposition. Ich hatte keinen festen Plan, keine Struktur, der meine Musik folgen sollte.“

Gershwin über seine verarbeiteten Themen: „Ich hörte sie als eine Art musikalischen Kaleidoskops von Amerika – unseres riesigen Schmelztiegels, unseres Blues, unserer aufregenden Metropolen.“

Dirigent Paul Whiteman über die Uraufführung: „Irgendwo in der Mitte der Partitur begann ich zu heulen. Als ich dann wieder zu mir kam, war ich elf Seiten weiter, und bis zum heutigen Tag kann ich nicht sagen, wie ich dazwischen dirigiert habe.“

Leonard Bernstein über die „Rhapsody“: „Die ‚Rhapsody‘ ist ja eigentlich keine Komposition im akademischen Sinne. Sie ist eine Kette selbständiger Abschnitte, zusammenge- fügt mit einer dünnen Paste von Leim und Wasser. Komponieren ist ja etwas ganz anderes als Melodien schreiben.“

Pianist, Arrangeur und Notenwart für Whitemans Orchester tätig. Gershwin hatte sein Werk zunächst für zwei Klaviere gesetzt. Ferde Grofé übernahm die Orchestrierung. Von den Einspie-

Man erkennt hier viel vom Geist der Zeit, von Ausschweifungen, Idealismus, Melancholie

Hörtipps

Historische Aufnahmen

Georgs Gershwin, Paul Whiteman Orchestra, Paul Whiteman (1924); Naxos

George Gershwin (1925); Nonesuch

„Uraufführung reloaded“

The Birth Of Rhapsody In Blue; The New Palais Royale Orchestra, Maurice Peress (1986); Nimbus



Fassung für Klavier und Orchester

Columbia Symphony Orchestra; Leonard Bernstein (1959); Sony

Fassung für Klavier und Jazz-Band

Stefano Bollani, Gewandhausorchester Leipzig, Riccardo Chailly (2010); Decca

Fassung für zwei Klaviere

Ŋ (1980); Philips

Fassung für Klavier solo

André Watts (1976); Sony

historisch informiert

Bart van Caenegem, Anima Eterna Brugge, Jos van Immerseel (2017); Alpha



lungen für zwei Klaviere soll nur eine Einspielung exemplarisch herausgehoben werden: Die Schwestern Katia und Marielle Labèque haben ihre Lesart im Mai 1980 festgehalten. Genaues Aufeinander-Hören und eine akribische Verteilung der einzelnen Stimmen geht einher mit einer entschlossen-kraftvollen Darstellung in den Forte-Passagen. Doch gibt es auch Momente eines verträumten Pas de deux. 1987 ließen die Labèques noch eine Aufnahme mit dem Cleveland Orchestra und Riccardo Chailly folgen – es ist eine der wenigen Aufnahmen mit der Besetzung Klavier-Duo und Orchester. Auch die Einspielung mit Wayne Marshall und dem WDR Funkhausorchester verdient in diesem Kontext genauere Beachtung. Die Abschnitte mit freien Improvisationen verraten genaue Kenntnis und spiegeln den Geist von Gershwins Musik auf überzeugende Weise.

Damit wären wir bei den Einspielungen für Klavier solo. Frank Braleys Album von 2005 lebt von einem Interpret, der einschläfernde Rubato-Verzögerungen meidet und die Stimmen gekonnt organisiert. Sein Spiel verzichtet auf alles Wilde und wirkt in dieser Hinsicht sehr kultiviert. Ähnliche Beobachtungen ließen sich auch bei den Aufnahmen mit Corinna Simon oder Katie Mahan anstellen. Auch Michael Endres gelingt ein in sich schlüssiger Vortrag, ohne große Risiken, ohne falsches Draufgängertum. Die vielleicht packendste Solo-Einspielung der „Rhapsody In Blue“ stammt aus dem Jahr 1976 mit dem damals 40-jährigen André Watts. Wir hören nicht nur die

exzeptionellen technischen Fähigkeiten des Pianisten, sondern auch – ohne dass dies gewollt wirkt – seinen Sinn für kleine Verzögerungen und Zwischentöne, für den Spagat zwischen prallem Glanz und verschmitzten Neckigkeiten. Man erkennt hier viel vom Geist der Zeit, von Ausschweifungen, Idealismus, Dekadenz, schäumendem Lebenssinn und Melancholie.

Zuletzt sei auf einen Aspekt hingewiesen, der bislang unerwähnt geblieben ist: die historisch orientierte Aufführungspraxis. Erst in den 1920ern und -30ern begannen die Streicher, von den Konventionen des 19. Jahrhunderts abzuweichen. Die Bespannung mit Darmsaiten machte der gelegentlichen Verwendung einer E-Saite aus Stahl Platz.

Diesem Ansatz folgen auch Jos van Immerseel und sein Ensemble Anima Eterna Brugge. Im Rahmen einer Einspielung von Gershwins „An American In Paris“ hat der Belgier eng mit der University of Michigan, der Library of Congress und der Gershwin-Forschung zusammengearbeitet – mit dem Ziel einer neuen kritischen Ausgabe. Die CD-Produktion von 2017 war die erste, die auf Basis dieser Forschungsarbeit realisiert werden konnte.

Markant auch, dass in den handelsüblichen neueren Aufnahmen der „Rhapsody In Blue“ einige solistische Passagen verschwunden sind, die, wenn man sie wieder einsetzt, das Ganze jedoch logischer machen und Gershwins originäre Handschrift deutlicher hervortreten lassen. Pianist Bart van Caenegem spielt auf einem Steinway-Flügel aus dem Jahr 1906. Hier treten die Farben aller Instrumente individualisierter hervor als in den meisten Einspielungen mit modernen Sinfonieorchestern. Die Mischung dieser Farben wiederum klingt wie die Synthese verschiedener Register. Der improvisatorische Geist dieser Aufnahme lässt erahnen, wie überwältigend und neuartig George Gershwins „Rhapsody In Blue“ seinerzeit auf das Publikum gewirkt haben muss. ■